

Geschichten rund um den Höhlenstein

von Anton Tressel

Höhlen regten von jeher die Fantasie des Menschen an, so auch die Höhle im Gebirgszug Höhlenstein zwischen Tarian und Tolnau. Nach mündlicher Überlieferung haben sich darin 1529 beim Einmarsch der Türken die Dorfbewohner versteckt. Als das Wasser knapp geworden ist, hat eine Mutter mit ihrer Tochter die Höhle verlassen, um am Fuß des Berges ihren Durst zu löschen. Sie wurden gefangen genommen und mussten das Versteck der anderen verraten. Sie sollen alle getötet worden sein... Folgende Begebenheiten spielten sich in den deutschen Dörfern ab, die nach der Vertreibung der Osmanen im 18. Jahrhundert neubesiedelt worden sind.

Aberglaube

Meine mütterlichen Vorfahren waren seit Generationen Schmiede in Tolnau, auf der nördlichen Seite des Höhlensteins. Meine Mutter heiratete ins benachbarte Tarian. Sie besuchte mit mir im Sommer des öfteren an Sonntagnachmittagen ihren Geburtsort. Dann versammelte sich die ganze Familie unterhalb des großväterlichen Weinbergs vor dem Presshaus. Während die Erwachsenen Wein tranken und etwas Gebäck dazu aßen, kletterten wir Kinder auf den Kirschbaum und schlugen uns mit reifen Früchten den Magen voll... Hier lebte noch neben dem Vater meiner Mutter, ihr Bruder Franz, ihre Schwestern Barbara und Antonia. Der Vater war schon über siebzig Jahre alt. Seine Frau ist im Alter von vierundfünfzig Jahren – als ihr jüngstes und zehntes Kind vierzehn Jahre alt war – gestorben. Danach lebte er im Haushalt seines Sohnes Franz, der von ihm die Schmiede übernahm. Solang es ging, hat der Großvater in der Schmiede seinem Sohn geholfen. Sein grauer Star wurde aber immer schlimmer. Andere gesundheitliche Gebrechen kamen dazu. Die letzte Zeit seines einundneunzig Jahre währenden Lebens verbrachte er bei seiner Tochter Antonia. Sie wurde Tontsch genannt und war mit Stefan Bundschuh, dem Dorfschuster verheiratet. Ihre Ehe war kinderlos, so konnte sie den Vater, der zuletzt bettlägerig war, bis zu seinem Tode betreuen.

Die ebenfalls im Ort lebende Schwester Barbara – Wawi genannt – war wie viele Menschen ihrer Zeit abergläubisch. Sie erzählte, dass sie im Schlaf des öfteren von einer Trud – einer Hexe – besucht wurde. Sie setzte sich auf ihren Brustkorb, so dass sie kaum noch atmen konnte. Erst nach heftigem Abwehrkampf und Schimpfen gelang es ihr, sie aus der Stube zu vertreiben. Damit sie nicht wiederkommt, stopfte sie das Schlüsselloch mit Papier zu! Im Dorf glaubte man auch zu wissen, wer die Hexe war. Eine dicke Frau, die mit der Familie sogar entfernt verwandt war, wurde einmal auf ihre Körperfülle angesprochen, worauf sie antwortete: „Das macht nichts, ich kann mich so dünn machen, dass ich durch ein Schlüsselloch passe.“ Das genügte, sie für die Trud zu halten. Sie spielte auch bei anderen Geschichten eine Rolle. So hat die Tobik-Ahnl erzählt, dass ihre Kuh beim Melken statt Milch Blut gegeben hatte. Als sie daraufhin den Stall verließ, lief eine schwarze Katze über den Hof. Sie warf ihr einen kleinen Schemel nach und traf sie auf dem Rücken. Als die Ahnl am nächsten Morgen die dicke Verwandte besuchte, lag sie im Bett und hatte Rücken-schmerzen. Das war für sie ein Beweis dafür, dass sie in Gestalt der schwarzen Katze die Kuh verhext hatte. Um den Zauber abzuwehren, hat man der Großmutter geraten, die mit Blut vermischte Milch in einem offenen Topf zu kochen, dabei drei Kreuze zu machen und gleichzeitig die Namen der höchsten Heiligen zu rufen. Als sie dabei war, das zu tun, stand plötzlich die „Hexe“ in der Tür... Heute weiß man, dass Blut in die Milch gelangt, wenn im Venengeflecht des Euters eine Ader platzt, deshalb kann die Milch tagelang Blut enthalten. Das ist nichts Außergewöhnliches. Heilung kann mit blutstillenden Medikamenten oder operativ mit der Entfernung des Gerinnsels erreicht werden.

Auch bei uns im Dorf war der Aberglaube weitverbreitet: So war es ein schlechtes Omen.

wenn beim Verlassen des Hofes mit einem Pferde- oder Rindergespann eine schwarze Katz über die Straße gelaufen ist oder eine Frau als erste dem Kutscher begegnete. Um kein Unheil zu erfahren, kehrte man am besten gleich um und startete von neuem. An bestimmten Feiertagen durften die Frauen keinen fehlenden Knopf an der Kleidung annähen, da sie sonst den Hühnern den After zunähten, weshalb die keine Eier mehr legen konnten...

Gewitter im Wald

Den zehn Kilometer weiten Weg zwischen meinem Geburtsort Tarian und der Totiser Kolonie legten wir oft zu Fuß zurück. In der warmen Jahreszeit war dies in meiner Kindheit gang und gäbe, da es noch keine Busverbindung gegeben hat. An einem Sonntag im Hochsommer besuchten meine Mutter und ich meine Schwester Resi, die im Alter von vierzehn Jahren bei Forstingenieur Vordermayer in Untergalla im Dienst war. Als wir noch vor Sonnenuntergang den Heimweg antraten., war es noch ziemlich heiß. Wir nahmen den kürzeren Weg durch den Wald, den meine Mutter schon aus ihrer Kindheit gekannt hatte, da die Tolnauer den gleichen Pfad benutzten, wenn sie in die Kolonie gegangen sind. Den hügeligen Hotter (Gemarkung) von Untergalla verließen wir über den tief in den Löss eingeschnittenen Hohlweg zwischen dem Kahlen- und Rodungsberg. Als wir die große Waldlichtung mit dem Forsthaus „Bettlerunterkunft“ erreichten, zogen am Himmel dunkle Haufenwolken auf. Die Luft war ungewöhnlich schwül. Wir passierten gerade die Rodungsinsel „Wicka-Wiesen“, als es anfang zu donnern und blitzen. Meine Mutter bereute schon, dass wir nicht beim Förster Münzenräder eingekehrt sind.

Ihr wurde zuspät die Gefährlichkeit der Situation klar. Sie erinnerte sich daran, dass vor vielen Jahren die Frau des Nachbarn vom Blitz erschlagen wurde, als sie auf der „Irheid“ von einem Gewitter überrascht wurde und sie rennend eine schützende Stelle suchte. Sie nahm mich an die Hand und zog mich weiter in den Hochwald hinein, um unter den Bäumen Deckung zu suchen. Das Unwetter wurde immer heftiger. Blitze zuckten vom Himmel und schlugen in der näheren Umgebung ein. Meine Mutter betete laut und flehte den Allmächtigen um seinen Schutz an. Ihr Gottvertrauen war nicht vergeblich, nach etwa einer halben Stunde war das Gewitter vorbei und wir konnten den Heimweg fortsetzen. Als wir den Mühlenbach überquerten, war das Bachbett bis oben mit Wasser gefüllt. Es staute sich an der Brücke. Die Waldwege waren durch den heftigen Gewitterregen aufgeweicht. Die Mutter nahm den Weg direkt unterhalb des Höhenzugs Höhlenstein. An dem Brindl unterhalb des Pfadfindergarten machten wir eine kurze Rast, wo wir etwas Quellwasser getrunken haben.

Da ich mich vor der Dunkelheit im Wald fürchtete, war ich froh, dass wir schnell aufbrachen. Wir nahmen die Abkürzung zwischen dem Trockenen Teichtl und dem Thomas-Stein. Als wir am Kalvarienberg den Wald verließen, war die Sonne hinter dem Höhlenstein schon längst untergegangen. Ich war erleichtert, als ich das im Tal liegende Dorf erblickte. Von hier war es nur ein Kilometer bis zum Elternhaus nahe der Kirche.

Erste Autofahrt

Wenn in Tarian Kiritog (Kirchweih) war, kam der Ähnl von Tolnau und die anderen Verwandten von nah und fern zu Besuch. Einmal ging er mit mir über den Kirmesplatz in der Dorfmitte. Da meine väterlichen Großeltern schon vor meiner Geburt verstorben sind, war es für mich eine besondere Freude, wenn der Opa mir mit einem Lukasch (20-Hellermünze) eine Fahrt mit dem Ringelspiel bezahlte: Eine bleibende Erinnerung fürs ganze Leben. Mangels Geld fürs Karussell mussten die ärmeren Kinder drücken helfen, dafür bekamen sie dann eine Freifahrt. Zum Abschluss des Kiritog-Besuchs kaufte der Ähnl mir noch ein einfaches Taschenmesser mit Holzgriff, das bei uns „Schnotzl“ hieß. Dann ging es heim. In der guten Stube war der Tisch mit allerlei Bacherei (Gebäck) gedeckt. Halbvollte Weingläser, Flaschen mit Wein und Sodawasser standen herum. Nicht selten tranken die Kinder heimlich die Naael (Getränkereste). wenn die Erwachsenen nicht

dabei waren. Bevor die Gäste gegen Abend wieder heimgingen, gab es zur Stärkung noch Bratfleisch dazu Paprikakraut und saure Umuga (Gurken). In Tarian war im April und Oktober Kiritog, in Tolnau im Juni.

Ich besuchte mit den Eltern regelmäßig die Kirmes in Tolnau. Am willkommensten waren wir bei der Tontsch Basl und ihrem Mann Stefan. Der Steffl Vetter verstand es besonders gut, mit den Kindern umzugehen. Er war immer zum Spaß aufgelegt. Sie wohnten am oberen Ende von Tolnau, in der Hohl. Hinter ihrem Garten ging es steil bergab zu den Bruchwiesen. Aus ihrem Hof hatte man einen herrlichen Ausblick auf Wiesen, Felder und die Wälder des Schwarzensteins.

Der Taunauer Kiritog wurde oberhalb der Kirche abgehalten. Dort befand sich das einzige Wirtshaus. Die Stände und Karussells waren in Tolnau nicht so zahlreich wie in Tarian, da es dort weniger Menschen gab und es war auf den engen Straße auch kein Platz vorhanden. Anfang der vierziger Jahre machte mein Bruder Franzl den Führerschein. Das war für uns alle ein wichtiges Ereignis. Damals mussten die Fahrschüler nicht nur die Verkehrsregeln, sondern auch die Reparatur der PKWs beherrschen. Da es auf dem Land keine Reparaturwerkstätten gab, musste sich der Fahrer bei einer Panne selber helfen können. Bei dem damaligen Stand der Technik war das sehr sinnvoll. Franzl wollte den Eltern und Geschwistern sein Dienstfahrzeug vorführen. Er besuchte an einem heißen Junitag mit einem Bekannten aus Budapest sein Heimatdorf. Wie der Zufall es wollte, war die ganze Familie im Nachbardorf auf dem Kiritog. Kurz entschlossen, fuhren die beiden mit der schwarzen Limousine am Teichtl vorbei die vom Wald gesäumte Straße über den Sattel zwischen dem Höhlen- und Fabianstein nach Tolnau. Franzl kannte den Weg sehr gut, da er ihn mit der Mutter wie alle seine Geschwister sehr oft zu Fuß zurücklegte. Es war für ihn jetzt ein erhebendes Gefühl, ohne Anstrengung die staubige Bergstraße hochzufahren. Oben angekommen öffnete sich der Blick auf das kleine Dorf. Seine geweißelten Häuser klebten wie Schwalbennester am Fuß des Berges Alter Schmied. Taunau hatte zwei Zufahrten, die eine im Süden über die Neubausiedlung oberhalb des Friedhofs, die andere im Norden von dem slowakischen Dorf Tardos her.

Franzl wusste, dass die erstere mit dem Auto nicht passierbar ist, deshalb nahm er die andere. So kamen sie zuerst bei der Tontsch Basl vorbei, wo sie freundlich begrüßt und bewirtet wurden. Nach einem kurzen Gang über den Kirmesplatz, wo sie beim Ringelspiel mich trafen, mussten sie bald „Führt Gott“ sagen, da sie gegen Abend wieder in der Hauptstadt sein wollten. Die vielen Kinder auf dem Kiritog bewunderten das Fahrzeug aus Budapest. Sie fühlten mit den Fingern den glatten Lack, wobei sie in der feinen Staubschicht ihre Spuren hinterließen. Was von dem Fahrer ungern gesehen wurde... Ich war nicht wenig von dem Auto angetan. Franzl, der dem kleinen Bruder eine Freude machen wollte, fragte mich: „Na Tauni, wü(II)st du mithamfoahn auf Tarian?“ Darüber war ich doppelt erfreut, denn ich durfte zum ersten Mal in meinem Leben in einem Auto mitfahren. Außerdem blieb mir der ungeliebte Fußmarsch von vier Kilometern erspart. Ich durfte auf dem Hintersitz Platz nehmen und los ging die Fahrt. Im Verhältnis zum harten Geschepper, die ein Fuhrwerk verursachte, kamen mir die Motorgeräusche wie Flüstertöne vor. Als wir die großen Allee-Bäume nach der Tardoscher Kreuzung passierten, glaubte ich, dass das Auto steht und die Bäume huschen an ihm vorbei, so leise lief sein Motor. Die Strecke zwischen den Dörfern war viel zu schnell zurückgelegt. Für mich war die erste Fahrt in einigen Minuten zu Ende, dennoch blieb sie mir zeitlebens in Erinnerung.

Das verschwundene Pferdegespann

Wenn meine Eltern in der Kolonie zwischen Ober- und Untergalla zu tun hatten, besuchten sie auf dem Heimweg nach Möglichkeit auch Resi im Haus des Revierförsters. Zumal mein Vater mit dem „Jager“ auch das eine oder andere zu besprechen hatte. Einmal war es schon ziemlich spät, als er mit dem Pferdegespann vor dem Haus des Försters am Dorfrand von Untergalla anhielt. Wie gewohnt löste er einen Strang des Pferdegeschirrs vom Drittel, damit das Ross nicht alleine mit dem Waagen wegfährt. Danach aina er zur

Resi ins Haus. Sie unterhielten sich eine Zeitlang. Es war schon dunkel, als er beschloss, heimzufahren. Beim Verlassen des Hofes traute er seinen Augen nicht: Das Pferd samt Wagen war verschwunden! Keiner wusste, wohin! Nach dem der erste Schrecken vorbei war, beschloss er, Laci zu suchen. Als erfahrener Fuhrmann wusste er, dass die Pferde ein gutes Gedächtnis haben und schon manchen betrunkenen Kutscher bei Dunkelheit sicher heimbrachten. Er nahm den gleichen Weg, den die Mutter mit mir beim Gewitter benutzte. Er stapfte durch die riesigen Waldungen, nur hier und da erschreckte ihn ein Wild, aber keine Spur vom Pferd. Er war müde und niedergeschlagen, als er daheim ankam. Wie sollte er das Verschwinden des Gespanns der Familie erklären? Da Laci das einzige „Kapital“ für uns war, war das Entsetzen über seinen Verlust groß. Nach einer mit Grübeln verbrachten Nacht kam am nächsten Tag etwas Licht in die Geschichte. Von der Verwandtschaft in Taunau wurde „Post geschickt“, d. h. eine mündliche Nachricht übermittelt, dass sich Laci samt Wagen beim Tobik-Ähnl befindet. Wie kam er dorthin? Ein Mann aus Tolnau behauptete, dass er auf dem Heimweg von Untergalla das Pferd ohne Kutscher im Wald antraf. Da er wusste, wer der Besitzer ist, setzte er sich auf den Wagen und fuhr damit zum Schwär (Schwiegevater) von meinem Vater. So die Darstellung des „Finders“. Die anderen Betroffenen dagegen glaubten eher an einen üblen Scherz, d. h. sie nahmen an, dass der Mann das Pferd benutzte, um sicher und bequem durch die Nacht in seinen Heimatort zu gelangen. Die Geschichte hatte kein Nachspiel, da man nichts beweisen konnte. Die Familie war heilfroh, dass sie so einen glimpflichen Abschluss fand.

Laci

Im Sommer des ersten Nachkriegsjahres spielten wir Kinder wieder im Spann-Gassel. Mit dabei war mein Freund, Stockbauer Johann. Er hatte eine gute Beobachtungsgabe, da er im Ross eines fremden Fuhrwerkers, der vom Nachbarort kommend ins Dorf einfuhr, unser Pferd namens Laci erkannt hatte. Während der Kutscher in Richtung Dorfmitte fuhr, wo er in einem Wirtshaus eine Pause einlegte, rannte Stocki schnell zu meinem Vater und teilte ihm mit, dass sich Laci, der in den letzten Kriegsmonaten vom ungarischen Militär beschlagnahmt wurde, im Dorf befindet. Er sagte: „Jouhann Vetter kummt's schnöll, einker Laci ist wieder do!“ Mein Vater meldete im Rathaus, dass ein Fremder im Dorf sei, der mit seinem Pferd angekommen ist. In Begleitung eines Behördenvertreters gingen sie ins nahe Gasthaus und baten den fremden Kutscher und seinen Begleiter samt Pferd und Wagen vor das Gemeindehaus zu fahren. Hier folgten heftige Dispute über den Besitz des Rosses. Der Mann war aus dem etwa vierzig Kilometer entfernten ungarischen Dorf Úny. Zuerst behauptete er, er hätte es gekauft, verwickelte sich aber in Widersprüche, so dass er letzten Endes gestand, dass er Laci gegen Ende des Krieges als frei herumlaufendes Tier eingefangen hatte.

Um den letzten Beweis zu erbringen, dass wir die früheren rechtmäßigen Besitzer des Pferdes waren, vereinbarte man, Laci mitten im Dorf freizulassen, um zu sehen, ob er seinen früheren Stall findet. Vorher hat man das Tor zu unseren Hof geöffnet. Laci wurde ausgespannt und freigelassen. Er lief gezielt die Hauptstraße nach Norden an der Kirche und dem Spann-Gassel vorbei in die Obergasse. Hier steuerte er auf der rechten Seite den Hof des vierten Hauses an und nahm seinen gewohnten Platz im Stall ein. Damit war bewiesen, dass er uns gehörte.

Doch damit war der Fall noch nicht entschieden. Der Mann aus Úny war mit allen Wassern gewaschen. Er verlangte Schadensersatz dafür, dass er das Pferd über ein Jahr lang mit Heu und Hafer gefüttert hatte. Dann begannen langwierige Verhandlungen über die Höhe der Natural-Entschädigungen. Bis man sich einig wurde, war es dunkel geworden. Dann wurde das Korn aufgeladen. Mein Vater bat noch den ältesten Bruder seines Schwiegersohnes Steifi, ihn mit seinem Pferdewagen zu begleiten. Der Taunl sprach gut ungarisch und war bei den Verhandlungen zugegen, so dass er der richtige Begleiter war. Die zwei Gespanne fuhren bis Schambek und dann über Perwall, Tinnye und dann folgte Únv als Zielort der Fahrt. Dort angekommen rückten die Ünver des Pferd nicht heraus. sie

stellten neue Forderungen an die Tarianer und trieben so den Rückgabe-Preis in die Höhe. In der damaligen deutschfeindlichen Zeit und Umgebung – die Bewohner waren schon vor dem Krieg nicht gut auf die Deutschen der benachbarten Dörfer zu sprechen – mussten weitere Zugeständnisse gemacht werden, damit Laci wieder in den Besitz unserer Familie kam. Die Freude über das Wiederfinden des treuen Ackergauls wurde getrübt durch die hohe Abfindung, die an den Únyer geleistet werden musste.

Laci diente noch einige Jahre der Familie. Er wurde auf Grund seines hohen Alters immer schwerfälliger. Wenn er sich im Stall hinlegte, um sich etwas auszuruhen, konnte er nicht ohne menschliche Hilfe aufstehen. Die Zeit war gekommen, dass er dem Pferdemetzger verkauft werden musste... Für Kinder auf einem Bauernhof war es immer schlimm, wenn sie von einem ihrer lieb gewonnenen Haustiere Abschied nehmen mussten. So erging es auch mir, mir taten sogar noch die Küken auf dem Hühnerhof leid, wenn sie in einem bestimmten Alter von der Glucke im Stich gelassen wurden. Erst recht ging es mir nach, als unser geliebter Hofhund Pussi eines Tages wegen Altersschwäche vom Schinder abgeholt und am unteren Ende des Dorfes, in der Nähe des Friedhofs getötet wurde...

Tod im Maisfeld

Seit Kriegsende waren einige Jahre vergangen, die Kommunisten haben mit Hilfe der sowjetischen Truppen im Land die Macht übernommen. Sie waren in der näheren Umgebung von Tarian in Totis, Komorn und Gran stationiert. Der Kontakt zur Bevölkerung war minimal. Wenn sie auf Manöver mit ihren Fahrzeugkolonnen durch die Dörfer fuhren, versuchten wir Kinder mit den Posten an den Straßenkreuzungen ins Gespräch zu kommen. Aber mehr als ein-zwei kurze Sätze konnten wir ihnen nicht entlocken. An Sonntagen kam es schon öfters vor, dass einige Offiziere mit einem Geländewagen vor der einzigen Wirtschaft im Ort hielten und Stunden lang tranken, während ihr Fahrer in der sengenden Hitze draußen warten musste.

Die unter den Weinbergen liegenden Presshäuser wurden von Sowjetsoldaten häufig aufgebrochen. Sie hatten es auf den dort gelagerten Wein abgesehen. Im benachbarten Tolnau häuften sich die Einbrüche derart, weshalb die Zivilbehörden die Klagen der Bevölkerung der Kommandantur in Totis gemeldet haben... An einem Sonntag-Nachmittag waren die Offiziere aus der Kreisstadt wieder unterwegs. Sie kamen über Augustin nach Tolnau und fuhren mit ihrem Auto die Hauptstraße entlang bis zum Forsthaus am unteren Ende des Dorfes. Dort verließen sie das Dorf in Richtung Süden. Auf dem ausgefahrenen Waldweg gelangten sie bald zur Lichtung „Tolnauer Stockacker“ südlich des Höhlensteins. Dort hat das vor Jahren errichtete Staatsgut mit Zentrum in Turni dieses Jahr Mais (Kukuruz) angepflanzt. Die riesigen Wälder dieser Gegend waren zu allen Zeiten reich an Rot- und Schwarzwild. Die mannshohen Maispflanzen trugen im Altweibersommer schöne Kolben. Diese waren vor allem bei den Wildschweinen begehrt. Um den Wildschaden in Grenzen zu halten, stellte man einen Mann an, der nachts am Waldrand mehrere Feuerstellen zu betreuen hatte. Der sechzigjährige Johann W. aus Tarian war gerade dabei, Reisig und Holz zusammenzuschichten, um bei Einbruch der Dunkelheit, das Feuer anzuzünden. Die Soldaten hielten mit ihrem Wagen an, um nach Wild Ausschau zu halten. Sie wollten heimlich für den Abend ein Wildschwein schießen. Sie hörten im Kukuruzfeld ein Rascheln und nahmen an, dass das Schwarzwild bereits dabei ist, die Maiskolben vom Stamm herunterzureißen. Das ist die Gelegenheit – dachten sie – schnell zu einem Wildschweinbraten zu kommen. Kurz entschlossen hat einer der Offiziere mit seiner Maschinenpistole aus dem Trommelmagazin eine Salve in das Maisfeld geschossen. Als sie danach zum Waldrand liefen, um Beute zu machen, wurden sie kreidebleich. Johann W. lag blutüberströmt auf dem Boden. Er starb, bevor er das Feuer anzünden konnte! Die Sowjetsoldaten machten sich nicht aus dem Staub. Sie luden den Toten in ihren Wagen und – aus welchen Gründen auch immer – brachten ihn nach Tarian, wo die Identität des Getöteten festgestellt wurde. Es war ein armer Mann vom Nichtsbrot, dessen Familie auf der Vetreibungsliste von 1947 stand. da ihre zwei ältesten Söhne deutsche

Soldaten waren. Insgesamt hatte er fünf Kinder. Die Familie wurde mit einer kleinen Summe Geldes symbolisch entschädigt. Weder die Behörden noch die Familie trauten sich, den Fall juristisch überprüfen zu lassen...

Wie heute, wechselten sich auch in der „guten alten Zeit“ Freud und Leid ab. Den Menschen ist auch damals wie heute nichts erspart geblieben...

In Druck publiziert in: Unser Hauskalender – Jahrbuch der Deutschen aus Ungarn, 2007, S. 99–104